



JODI
PICOUULT

EIN LIED
FÜR MEINE TOCHTER

ROMAN

BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover

Titel

Impressum

Widmung

Vorbemerkung

Zitat

Track 1 ... Sing You Home

Zoe

Track 2 ... The House On Hope Street

Max

Track 3 ... Refugee

Vanessa

Track 4 ... The Last

Zoe

Vanessa

Max

Track 5 ... Marry Me

Zoe

Track 6 ... Faith

Max

Zoe

Vanessa

Max

Track 7 ... The Mermaid

Zoe

Track 8 ... Ordinary Life

Max

Track 9 ... Where You Are

Zoe

Vanessa

Max

Zoe

Max

Track 10 ... Sammy's Song

Samantha

Danksagung

JODI PICOULT

Ein Lied für
meine Tochter

Roman

Übersetzung aus dem amerikanischen
Englisch von Rainer Schumacher

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
»Sing You Home«

Für die Originalausgabe:
© 2011 by Jodi Picoult

Song lyrics created for SING YOU HOME
© 2011 by Jodi Picoult and Ellen Wilber. Used by permission.

All rights reserved including the right of reproduction in whole or in part. This edition published by arrangement with the original publisher, Atria books, a division of Simon & Schuster, Inc., New York.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2012 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Anja Lademacher, Bonn
Umschlaggestaltung: Gisela Kullowatz
Umschlagmotiv: © Demurez Cover Arts/Ricardo Demurez
E-Book-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-8387-1981-8

www.bastei-entertainment.de

www lesejury.de

Für Ellen Wilber: Deine Musik hat mein Leben bereichert; deine Freundschaft bedeutet mir und meiner Familie so viel. Ich weiß nicht mehr genau, wer von uns Thelma ist und wer Louise, aber ich glaube, das ist auch egal, solange wir nur gemeinsam unterwegs sind.

Und für Kyle van Leer: Von dem Moment an, als du während eines Sturms geboren worden bist, wusste ich, dass du einmalig bist. Ich glaube, ich könnte gar nicht stolzer auf dich sein, selbst wenn ich es versuchen würde - nicht nur auf das, was du geworden bist, sondern auch auf den Menschen, der du schon immer warst.

Irgendwie weiß ich, dass es euch beiden nichts ausmachen wird, gemeinsam in ein und derselben Widmung erwähnt zu werden.

VORBEMERKUNG

Die Musik, die dieses Buch begleitet und die auf der Homepage von Jodi Picoult (www.jodipicoult.com/sing-you-home-lyrics.html) angehört werden kann, ist geschaffen worden, um der Figur Zoe für den Leser eine echte Stimme zu verleihen. Es gibt keine ›richtige‹ oder ›falsche‹ Art, die Musik mit dem Roman zu mischen, doch als Ellen Wilber und ich die Songs geschrieben haben, haben wir jeden Titel einem bestimmten Kapitel zugeordnet. Zwischen den Kapiteln haben wir die Titel eingefügt, sodass deutlich wird, welches Lied wir mit welchem Kapitel in Verbindung gebracht haben, nur für den Fall, dass Sie nachvollziehen wollen, was Zoe im jeweiligen Moment denkt und fühlt. Viel Spaß!

Kein Mann hat das naturgegebene Recht, mit Gewalt gegen die gleichen Rechte anderer vorzugehen, und das ist es, wovon das Gesetz ihn abhalten soll.

Thomas Jefferson

- **Track 1** ... *Sing You Home*
- Track 2 ... *The House On Hope Street*
- Track 3 ... *Refugee*
- Track 4 ... *The Last*
- Track 5 ... *Marry Me*
- Track 6 ... *Faith*
- Track 7 ... *The Mermaid*
- Track 8 ... *Ordinary Life*
- Track 9 ... *Where You Are*
- Track 10 ... *Sammy's Song*

Zoe

An einem sonnigen, aber kühlen Samstag im September, als ich sieben Jahre alt war, habe ich zusehen müssen, wie mein Vater tot umfiel. Ich spielte mit meiner Lieblingspuppe auf der Steinmauer neben unserer Einfahrt, und er mähte den Rasen. Gerade hatte er noch gemäht, und in der nächsten Minute lag er mit dem Gesicht nach unten im Gras, während der Rasenmäher langsam den Hang hinter dem Haus hinunterfuhr.

Ich glaubte zunächst, er würde schlafen oder ein Spiel spielen. Doch als ich mich neben ihn auf den Rasen hockte, waren seine Augen offen. Feuchtes, frisch geschnittenes Gras klebte an seiner Stirn.

Ich erinnere mich nicht daran, nach meiner Mutter gerufen zu haben, doch das habe ich wohl getan.

Wenn ich an diesen Tag zurückdenke, dann sehe ich das alles in Zeitlupe. Den Rasenmäher, der allein über das Gras fährt. Die Milchtüte in der Hand meiner Mutter, als sie herausgerannt kam, und die sie auf der geteerten Einfahrt fallen ließ. Und das Geräusch, als meine Mutter in den Telefonhörer schrie, um dem Notarzt unsere Adresse mitzuteilen.

Meine Mutter brachte mich zu einer Nachbarin, während sie ins Krankenhaus fuhr. Die Nachbarin war eine alte Frau, die nach Urin stank. Sie gab mir Pfefferminztäfelchen, die so alt waren, dass der Schokoladenüberzug am Rand schon weiß war. Als ihr Telefon klingelte, lief ich in den Garten und kroch hinter

eine Hecke. Dort vergrub ich meine Puppe im Laub und ging weg.

Meiner Mutter ist nie aufgefallen, dass sie weg war, genauso wenig wie die Abwesenheit meines Vaters zu ihr durchzudringen schien. Sie hat nie geweint. Beim Begräbnis meines Vaters stand sie da wie gelähmt. Anschließend saß sie mir gegenüber am Küchentisch, wo ich später manchmal noch für meinen Vater mitdeckte, und wir aßen uns durch alle möglichen Speisen, die uns die Nachbarn und Kollegen meines Vaters gebracht hatten, weil sie so davon ablenken wollten, dass sie nicht wussten, was sie sagen sollten. Wenn ein scheinbar kerngesunder Mann von zweiundvierzig Jahren an einem Herzinfarkt stirbt, dann wird die trauernde Familie plötzlich behandelt, als leide sie unter einer ansteckenden Seuche. Als könne man sich ihr Unglück einfangen, wenn man ihr zu nahe kommt.

Sechs Monate nach dem Tod meines Vaters nahm meine Mutter, beherrscht wie zuvor, seine Anzüge und Hemden aus dem gemeinsamen Schrank und brachte sie zur Wohlfahrt. Sie besorgte sich alte Kartons im Schnapsladen und packte seine anderen Sachen hinein: die Biografie, die er gerade gelesen hatte und die noch immer auf dem Nachttisch lag, seine Pfeife und seine Münzsammlung. Doch seine Videosammlung von Abbott und Costello ließ sie, wo sie war, obwohl sie meinem Vater einmal gesagt hatte, sie habe nie verstanden, was so lustig daran sein sollte.

Schließlich trug meine Mutter die Kartons auf den Speicher, wo Hitze und Staub herrschten. Als sie zum dritten Mal hinaufgegangen war, kam sie nicht sofort wieder zurück. Stattdessen war Musik von oben zu hören. Ein dummes, ausgelassenes Lied plärrte aus einem alten Kassettenrekorder. Ich konnte den Text zwar nicht ganz verstehen, aber er hatte irgendetwas mit einem

Hexendoktor zu tun, der jemandem erklärte, wie er das Herz eines Mädchens gewinnen konnte.

Ooo eee ooo ah ah, ting tang, walla walla, bing bang, hörte ich. Ich merkte, wie ich lachen musste, und da ich in letzter Zeit nicht allzu viel gelacht hatte, machte ich mich auf zur Quelle.

Als ich auf den Speicher kam, sah ich meine Mutter weinen. »Diese Aufnahme«, sagte sie, »hat ihn immer so glücklich gemacht.«

Ich wusste, dass es besser war, sie nicht nach dem Grund für ihre Tränen zu fragen. Stattdessen rollte ich mich neben ihr zusammen und lauschte dem Song, der es meiner Mutter endlich ermöglicht hatte zu weinen.

Jedes Leben hat einen Soundtrack.

Es gibt eine Melodie, die mich an den Sommer erinnert, als ich mich mit Baby-Öl einschmierte, um eine gleichmäßige Bräune zu bekommen. Ein anderes Lied wiederum erinnert mich daran, wie ich mit meinem Vater sonntagmorgens immer die *New York Times* kaufte. Und wieder ein anderer Song ruft mir ins Gedächtnis zurück, wie ich mir mit einem falschen Ausweis Zutritt zu einem Nachtclub verschaffte, um dort Flaschendreher mit einem Jungen zu spielen, der aus dem Mund nach Tomatensuppe roch.

Wenn Sie mich fragen, dann ist Musik die Sprache der Erinnerung.

Wanda, die diensthabende Pflegerin im Pflegeheim *Shady Acres*, stellt mir einen Besucherausweis aus, obwohl ich schon seit über einem Jahr regelmäßig hierherkomme, um mit verschiedenen Bewohnern zu arbeiten. »Wie geht es ihm heute?«, frage ich.

»Wie immer«, antwortet Wanda. »Er hängt am Kronleuchter und unterhält die Massen mit Stepptanz und Schattenspiel.«

Ich grinse. Mr. Docker leidet unter Demenz im Endstadium. Seit zwölf Monaten bin ich jetzt seine Musiktherapeutin, und ich habe erst zweimal zu ihm durchdringen können. Meist sitzt er einfach nur auf seinem Bett oder in seinem Rollstuhl und starrt durch mich hindurch, ohne dass ich ihm eine Reaktion entlocken könnte.

Wenn ich den Leuten sage, dass ich als Musiktherapeutin arbeite, dann glauben sie, ich würde für die Patienten im Krankenhaus auf der Gitarre spielen. Sie halten mich für eine Künstlerin. In Wirklichkeit ist mein Job jedoch dem eines Physiotherapeuten deutlich ähnlicher als dem eines Musikers, statt Gymnastikgeräten setze ich Musik ein. Und wenn ich den Leuten das erkläre, dann halten sie es meist für esoterischen Mist.

In Wahrheit hat mein Beruf jedoch eine fundierte wissenschaftliche Basis. Bei Hirnscans ist deutlich zu sehen, wie Musik die Aktivität im Frontallappen fördert und Erinnerungen auslöst. Plötzlich sieht man einen Ort, eine Person oder ein Ereignis aus seiner Vergangenheit. Manchmal – und auch das kann man auf einem Monitor deutlich sehen – sind diese Erinnerungen auch sehr lebendig. Aus diesem Grund können Schlaganfallpatienten sich oftmals zuerst an Liedtexte erinnern, bevor sie ihr Sprachvermögen zurückerlangen, und Alzheimerpatienten erinnern sich an Lieder aus ihrer Jugend.

Und das ist auch der Grund, warum ich Mr. Docker noch nicht aufgegeben habe.

»Danke für die Vorwarnung«, sage ich zu Wanda und nehme meine Tasche, meine Gitarre und meine Djembé.

»Stellen Sie das wieder hin«, beharrt Wanda. »Sie sollen doch nicht so schwer tragen.«

»Dann sollte ich mich wohl beeilen«, erwidere ich und berühre meinen Bauch. Ich bin in der achtundzwanzigsten Woche und schon ziemlich rund – und ich lüge, dass sich die Balken biegen. Ich habe viel zu lange für dieses Baby

gekämpft, als dass ich irgendeinen Teil der Schwangerschaft als Last empfinden könnte. Ich winke Wanda zu und gehe den Flur hinunter, um mit der heutigen Sitzung zu beginnen.

Für gewöhnlich kommen meine Patienten im Heim zu Gruppensitzungen zusammen, doch Mr. Docker ist ein spezieller Fall. Mr. Docker ist der ehemalige Vorstandsvorsitzende eines Fortune-500-Unternehmens, und jetzt lebt er in diesem äußerst eleganten Heim. Seine Tochter, Mim, hat mich einmal in der Woche für Einzelsitzungen engagiert. Mr. Docker ist fast achtzig, hat eine weiße Löwenmähne und knochige Hände, mit denen er früher einmal ziemlich gut Jazz auf dem Klavier gespielt hat.

Es ist nun schon zwei Monate her, seit Mr. Docker meine Gegenwart das letzte Mal bewusst wahrgenommen hat. Ich spielte auf der Gitarre, und er schlug zweimal mit der Faust auf die Lehne seines Rollstuhls. Ich bin nicht sicher, ob er mitmachen oder mir zu verstehen geben wollte, dass ich aufhören sollte, in jedem Fall war er im Takt.

Ich klopfe und öffne die Tür. »Mr. Docker?«, sage ich. »Ich bin's. Zoe. Zoe Baxter. Haben Sie Lust auf ein wenig Musik?«

Irgendein Pfleger hat ihn in einen Sessel gesetzt, von wo aus er aus dem Fenster schauen kann. Oder vielleicht schaut er auch nur ins Nichts, fokussiert ist sein Blick jedenfalls nicht. Seine verkrampften Hände liegen wie Hummerscheren in seinem Schoß.

»Dann wollen wir mal!«, sage ich in lebhaftem Ton und suche mir einen Weg um das Bett, den Fernseher und den Tisch mit dem unberührten Frühstück herum. »Und? Was sollen wir heute singen?« Ich warte kurz, obwohl ich nicht mit einer Antwort rechne. »*You Are My Sunshine?*«, frage ich. »Oder lieber den *Tennessee Waltz?*« Ich versuche, meine Gitarre in dem winzigen Bereich neben dem Bett auszupacken, der für mein Instrument und meine

Schwangerschaft einfach nicht genügend Raum bietet. Unbeholfen platziere ich die Gitarre auf meinem Bauch und spiele ein paar Akkorde. Dann kommt mir eine Idee, und ich stelle sie wieder beiseite.

Ich krame in meiner Tasche nach einer Maraca. Für genau solche Gelegenheiten wie diese hier habe ich immer alle möglichen Kleininstrumente dabei. Sanft drücke ich Mr. Docker die Maraca in die Hand. »Nur für den Fall, dass Sie mitmachen wollen.« Dann beginne ich, leise zu singen: »*Take me out to the ball game; take me out with the ...*«

Das Ende lasse ich offen. Wir alle haben automatisch das Verlangen, einen Satz zu vollenden, den wir kennen, und deshalb hoffe ich, dass Mr. Docker *crowd* murmeln wird, das letzte Wort der Strophe. Ich schaue ihn an, doch die Maraca in seiner Hand bleibt stumm.

»*Buy me some peanuts and Cracker Jack; I don't care if I never get back.*«

Ich singe weiter und stelle mich vor ihn. »*Let me root, root, root, root for the home team; if they don't win, it's a shame. For it's one, two, three ...*«

Plötzlich fliegt Mr. Dockers Hand hoch, und die Maraca trifft mich am Mund. Ich schmecke Blut. Ich bin so überrascht, dass ich zurücktaumele, und mir treten die Tränen in die Augen. Ich drücke den Ärmel auf die Platzwunde an meiner Lippe und versuche zu verbergen, dass er mich verletzt hat. »Habe ich Sie irgendwie verärgert?«

Mr. Docker antwortet mir nicht.

Die Maraca ist auf seinem Bett gelandet. »Ich werde jetzt hinter Sie greifen und mir das Instrument nehmen«, sage ich vorsichtig, und als ich das tue, schlägt er abermals nach mir. Diesmal stolpere ich, pralle gegen den Tisch und werfe das Frühstückstablett herunter.

»Was ist denn hier los?«, schreit Wanda und platzt zur Tür herein. Sie schaut von mir zu dem Chaos auf dem Boden und dann zu Mr. Docker.

»Wir sind okay«, beruhige ich sie. »Alles in Ordnung.«
Wanda wirft einen besorgten Blick auf meinen Bauch.
»Sind Sie sicher?«

Ich nicke, und sie verlässt den Raum wieder. Diesmal setze ich mich vorsichtig auf die Heizung am Fenster.
»Mr. Docker?«, frage ich in sanftem Ton. »Stimmt etwas nicht?«

Als er sich zu mir umdreht, schimmern Tränen in seinen Augen. Er ist vollkommen klar. Er lässt seinen Blick durch den Raum schweifen, von den typischen Krankenhausvorhängen zu dem Erste-Hilfe-Kasten im Regal hinter dem Bett und dem Plastikkrug voll Wasser auf dem Nachttisch. »Alles«, antwortet er knapp.

Ich denke über diesen Mann nach, über den die wichtigsten Wirtschaftszeitungen des Landes einst regelmäßig berichteten. Diesen Mann, der über Tausende von Angestellten geherrscht und seine Tage in einem luxuriös ausgestatteten Eckbüro verbracht hat, mit Plüschteppich und Ledersessel. Einen Augenblick lang will ich mich dafür entschuldigen, seinen blockierten Geist mit Musik befreit zu haben.

Denn es gibt Dinge, die wohl jeder gern vergisst.

Die Puppe, die ich am Todestag meines Vaters im Garten unserer Nachbarin vergraben habe, hieß Sweet Cindy. Ich hatte sie mir ein Jahr zuvor zu Weihnachten gewünscht, angefixt von den Werbespots während der sonntäglichen Zeichentricksfilme. Sweet Cindy konnte essen und trinken, pinkeln und einem sagen, dass sie einen liebt. »Kann sie auch einen Vergaser reparieren?«, hatte mein Vater gescherzt, als ich ihm meinen Wunschzettel zeigte. »Und das Badezimmer putzen?«

Ich war bekannt dafür, Puppen schlecht zu behandeln. Meinen Barbies hatte ich mit einer Nagelschere das Haar abgeschnitten, und Ken hatte ich geköpft – allerdings muss ich zu meiner Verteidigung sagen, dass das die Folge eines

Fahrradunfalls war. Er saß in meinem Lenkradkorb. Doch Sweet Cindy habe ich behandelt, als wäre sie mein Baby. Jede Nacht habe ich sie in eine Puppenwiege neben meinem Bett gelegt, und täglich habe ich sie gebadet und in einem Puppenkinderwagen die Einfahrt rauf und runter geschoben.

An dem Tag, an dem mein Vater gestorben ist, wollte er eine Fahrradtour machen. Das Wetter war wunderschön. Ich hatte gerade gelernt, ohne Stützräder zu fahren. Aber ich habe meinem Vater gesagt, dass ich mit Cindy spielen wollte und wir ja vielleicht später fahren könnten. »Klingt nach einem Plan, Zoe«, hatte er gesagt und begonnen, den Rasen zu mähen. Natürlich hat es ein Später nie gegeben.

Hätte ich Sweet Cindy doch nie zu Weihnachten bekommen.

Hätte ich doch Ja gesagt, als mein Vater mich gefragt hat.

Hätte ich ihn doch im Auge behalten, anstatt mit meiner Puppe zu spielen.

In meiner Vorstellung gab es tausend Möglichkeiten, wie ich mich anders verhalten und meinen Vater hätte retten können. Und deshalb sage ich mir seitdem immer wieder, dass ich die dumme Puppe eigentlich nie haben wollte und dass sie am Tod meines Vaters schuld war.

Als es nach dem Tod meines Vaters zum ersten Mal schneite, habe ich Sweet Cindy im Traum auf meinem Bett sitzen sehen. Krähen hatten ihr die blauen Augen ausgehackt, und sie zitterte.

Am nächsten Tag holte ich mir einen Spaten aus der Garage und ging zum Garten unserer Nachbarin, wo ich Cindy vergraben hatte. Ich grub Schnee und Mulch entlang der halben Hecke um, doch die Puppe war verschwunden. Vielleicht hatte ja ein Hund sie ausgegraben ... oder ein kleines Mädchen, das mehr mit ihr anzufangen wusste.

Ich weiß, dass es nicht gerade klug ist, wenn eine vierzigjährige Frau einen Zusammenhang herstellt

zwischen einem dummen Akt der Trauer und vier erfolglosen künstlichen Befruchtungen, zwei Fehlgeburten und Fruchtbarkeitsstörungen, die, hätte sie jeder, eine ganze Zivilisation auslöschen würden – aber ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie oft ich mich gefragt habe, ob das Schicksal mich auf diese Art für meine kindliche Tat hat bestrafen wollen.

Vielleicht hätte ich schon längst ein echtes Kind, wenn ich das erste Baby, das ich je geliebt habe, nicht so erbarmungslos sich selbst überlassen hätte.

Als meine Sitzung mit Mr. Docker beendet ist, kommt seine Tochter Mim. Sie war auf einer Versammlung des Hausfrauenbunds und hat sich extra beeilt. »Sind Sie sicher, dass Sie nicht verletzt sind?«, fragt sie und mustert mich zum hundertsten Mal von Kopf bis Fuß.

»Ja, ich bin mir sogar ganz sicher«, versichere ich ihr. Allerdings nehme ich an, dass Mims Sorge nicht mir, sondern der Möglichkeit gilt, dass ich sie verklagen könnte.

Sie kramt in ihrer Handtasche und holt eine Handvoll Bargeld heraus. »Hier«, sagt sie.

»Aber Sie haben mich für diesen Monat doch schon bezahlt ...«

»Betrachten Sie das als Bonus«, sagt sie. »Ich bin sicher, Sie haben eine Menge Ausgaben mit dem Baby und so.«

Das ist Schweigegeld – ich weiß –, aber sie hat recht. Allerdings haben die Ausgaben für mein Baby weniger mit Kindersitzen oder Wickelkommoden zu tun als vielmehr mit Hormonspritzen. Nach fünf künstlichen Befruchtungen – sowohl mit frischem als auch mit gefrorenem Sperma – haben wir unsere gesamten Ersparnisse aufgebraucht, und unsere Kreditkarten sind am Anschlag. Deshalb nehme ich das Geld und stecke es in die Hosentasche. »Danke«, sage ich und schaue Mim in die Augen. »Was Ihr Vater getan hat ... Ich weiß, Sie sehen das nicht so, aber das war ein

großer Fortschritt für ihn. Er hat Kontakt zu mir aufgenommen.«

»Ja, und zwar genau am Kinn«, murmelt Wanda, die sich ebenfalls im Raum befindet.

»Er hat Kontakt zu mir aufgenommen«, korrigiere ich sie. »Vielleicht nicht auf sozial akzeptierte Art, aber trotzdem ... Eine Minute lang ist die Musik zu ihm durchgedrungen. Eine Minute lang war er hier.«

Ich sehe, dass Mim mir das nicht abkauft, aber das ist schon okay. Ich bin bereits von einem autistischen Kind gebissen worden, habe neben einem kleinen Mädchen geweint, das an einem Hirntumor gestorben ist, und ich habe im Takt zu den Schreien eines Kindes musiziert, das zu über achtzig Prozent verbrannt war. Dieser Job ... Ich weiß, dass ich ihn gut mache, auch wenn es mir manchmal wehtut.

»Ich sollte jetzt besser gehen«, sage ich und schnappe mir meinen Gitarrenkasten.

Wanda schaut noch nicht einmal von der Akte auf, in die sie gerade etwas einträgt. »Dann bis nächste Woche.«

»Genau genommen sehen wir uns schon in zwei Stunden auf der Babyparty.«

»Was denn für eine Babyparty?«

Ich grinse. »Die, von der ich eigentlich nichts wissen sollte.«

Wanda seufzt. »Falls Ihre Mutter fragt ... Ich habe nichts gesagt.«

»Keine Angst. Ich werde mich angemessen überrascht zeigen.«

Mim streckt die Hand nach meinem dicken Bauch aus. »Darf ich?« Ich nicke. Ich weiß, dass viele Schwangere es als Eindringen in ihre Privatsphäre betrachten, wenn Fremde sie berühren oder ihnen unerwünschte Ratschläge geben wollen, doch mir macht das nicht das Geringste aus. Ich verspüre ja selbst ständig den Wunsch, über das Kind in

meinem Bauch zu streichen, diesen unwiderlegbaren Beweis, dass es diesmal endlich klappen wird.

»Es ist ein Junge«, verkündet Mim.

Ich bin fest davon überzeugt, dass ich ein Mädchen unter dem Herzen trage. Ich träume in Pink, und wenn ich aufwache, denke ich an Märchen. »Wir werden sehen«, erwidere ich.

Ich habe es schon immer als Ironie des Schicksals empfunden, dass eine Frau, die Schwierigkeiten hat, schwanger zu werden, eine In-vitro-Fertilisation mit der Einnahme von Antibabypillen beginnt. Das dient dazu, aus einem unregelmäßigen einen regelmäßigen Zyklus zu machen, um sich anschließend von einer wahren Flut von Medikamenten überrollen zu lassen: Max hat mir drei Ampullen FSH und hMG - Follistim und Repronex - jeweils zweimal am Tag injiziert, ein Mann, der früher schon beim Anblick einer Nadel in Ohnmacht gefallen ist und der mir inzwischen, nach fünf Jahren, mit der einen Hand eine Spritze gibt, während er sich mit der anderen eine Tasse Kaffee einschenkt. Sechs Tage nach Beginn der Injektionen wurden meine Eierstöcke mittels eines intravaginalen Ultraschalls gemessen, und der Estradiol-Spiegel in meinem Blut wurde bestimmt. Dann folgte Antagon, ein neues Medikament, das dazu dient, die Eizellen im Eierstock zurückzuhalten, bis sie reif sind. Drei Tage später folgten dann ein weiterer Ultraschall und noch eine Blutprobe. Die Follistim- und Repronexdosen wurden zurückgefahren - ich bekam nur noch morgens und abends je eine Ampulle -, und schließlich ging es zwei Tage später noch einmal zum Ultraschall und zur Blutabnahme.

Einer meiner Follikel maß einundzwanzig Millimeter, einer zwanzig Millimeter und einer neunzehn Millimeter.

Um exakt 20.30 Uhr injizierte mir Max zehntausend Einheiten hCG, und genau sechsunddreißig Stunden später wurden mir die Eizellen entnommen.

Dann wurden die Eizellen mittels intrazytoplasmatischer Spermieninjektion befruchtet, kurz ICSI genannt. Drei Tage später hielt Max meine Hand, während wir auf einem Computermonitor zuschauten, wie der Embryo mit einem Vaginalkatheder in die Gebärmutter gepflanzt wurde. Die Gebärmutterwand sah aus wie Seegras in der Strömung. Dann schoss ein weißer Funke, ein kleiner Stern, aus der Nadel und fiel zwischen zwei Gräser. Und zur Feier der potenziellen Schwangerschaft bekam ich einen Schuss Progesteron in den Hintern.

Wenn man sich dann vorstellt, dass einige Menschen nur Liebe machen müssen, um ein Baby zu bekommen ...

Meine Mutter sitzt am Computer, als ich in ihr Haus komme, und ergänzt ihr kürzlich angelegtes Facebook-Profil. DARA WEEKS, besagt ihr Status, WÜNSCHT SICH, IHRE TOCHTER WÜRDE IHRE FREUNDIN SEIN WOLLEN. »Ich rede nicht mit dir«, verkündet sie schnippisch, »aber dein Mann hat angerufen.«

»Max?«

»Hast du noch einen anderen?«

»Was wollte er denn?«

Sie zuckt mit den Schultern. Ohne weiter auf sie zu achten, gehe ich zum Telefon in der Küche und wähle Max' Handynummer. »Warum ist dein Handy nicht an?«, will Max wissen, kaum dass er abgehoben hat.

»Ja, Liebling«, erwidere ich, »ich liebe dich auch.«

Im Hintergrund höre ich einen Rasenmäher. Max hat eine Landschaftsgärtnerei. Im Sommer ist er mit Rasenmähen beschäftigt, im Herbst mit Laubfegen und im Winter mit Schneeräumen. *Und was machst du in der Schlammseason?*, habe ich ihn bei unserer ersten Verabredung gefragt.

Mich im Dreck rumwälzen, hat er geantwortet und gelächelt.

»Ich habe gehört, dass du verletzt worden bist«, sagt er.

»Peinliche Nachrichten verbreiten sich schnell. Wer hat dich überhaupt angerufen?«

»Ich denke nur ... Ich meine, wir haben so hart dafür gearbeitet, dass wir jetzt da sind, wo wir sind.« Max stolpert über die Worte, aber ich weiß, was er mir damit sagen will.

»Du hast doch gehört, was Dr. Gelman gesagt hat«, entgegne ich. »Wir sind auf der Zielgeraden.«

Es ist schon irgendwie komisch, dass nach all den Jahren des Versuchens ausgerechnet ich diejenige bin, die jetzt so entspannt ist, und nicht Max. Es gab Zeiten, da war ich so abergläubisch, dass ich von zwanzig rückwärts gezählt habe, bevor ich aus dem Bett gestiegen bin, oder ich habe eine Woche lang ein Glücksmieder getragen, um sicherzustellen, dass ein bestimmter Embryo sich auch wirklich einnisten würde. Aber so weit wie jetzt habe ich es noch nie geschafft. Meine Knöchel sind wunderbar geschwollen, mir tun alle Knochen weh, und ich kann meine Zehen in der Dusche nicht mehr sehen. Ich war noch nie so schwanger, dass irgendjemand eine Babyparty für mich hätte planen können.

»Ich weiß, dass wir das Geld brauchen, Zoe, aber wenn deine Patienten derart gewalttätig sind ...«

»Max. Mr. Docker ist neunundneunzig Prozent der Zeit katatonisch, und meine Brandopfer liegen für gewöhnlich im Koma. Ehrlich, das war nur Zufall. Mir könnte genauso gut etwas zustoßen, wenn ich die Straße überquere.«

»Dann überquere keine Straßen«, sagt Max. »Wann kommst du nach Hause?«

Ich bin sicher, er weiß von der Babyparty, aber ich spiele mit. »Ich muss mir noch einen neuen Patienten ansehen«, scherze ich. »Mike Tyson.«

»Sehr lustig. Schau mal, wir können jetzt nicht sprechen ...«

»*Du* hast *mich* angerufen.«

»Aber nur, weil ich gedacht habe, du hättest eine Dummheit ...«

»Max«, falle ich ihm ins Wort. »Lassen wir das. Lassen wir das einfach.« Jahrelang haben Paare mit Kindern Max und mir erzählt, wie viel Glück wir hätten, dass wir in unserer Beziehung den Luxus genießen könnten, dass alles sich nur um uns dreht und dass wir uns nicht ständig darüber den Kopf zerbrechen müssten, wer das Abendessen kocht und wer die Kleinen zur Kindertagesstätte fährt. Doch jegliche Romantik verfliegt schnell, wenn sich das Gespräch beim Abendessen nur um Estradiol-Spiegel und Termine in der Klinik dreht. Es ist nicht so, als würde Max irgendetwas falsch machen. Er massiert mir die Füße und versichert mir immer wieder, wie schön ich doch sei, obwohl ich schrecklich aufgequollen bin. Doch wenn ich mich in letzter Zeit an ihn schmiege, dann habe ich das Gefühl, als käme ich nicht mehr nahe genug an ihn heran. Es ist, als wäre er irgendwo anders. Immer wieder sage ich mir, ich bilde mir das nur ein. Bei ihm sind es die Nerven und bei mir die Hormone. Ich wünschte nur, ich müsste mir nicht ständig Entschuldigungen ausdenken.

Nicht zum ersten Mal wünsche ich mir, ich hätte eine Freundin, der ich mich anvertrauen kann. Jemanden, der einfach nur nickt und all die richtigen Dinge sagt, wenn ich mich über meinen Mann beschwere. Doch all meine Freundschaften haben sich in Wohlgefallen aufgelöst, nachdem Max und ich unser ganzes Leben dem Kampf gegen die Unfruchtbarkeit gewidmet hatten. Einige Kontakte habe ich von mir aus beendet, weil ich meine Freundinnen einfach nicht mehr über die ersten Worte ihres Babys reden hören wollte oder darüber, wie es ist, wenn man nach Hause kommt und überall Stofftiere und Matchboxautos liegen – Details einer Art zu leben, die ich nie kennengelernt habe. Andere Freundschaften hatten sich einfach in Nichts aufgelöst, denn Max war inzwischen

der einzige Mensch, der Verständnis dafür hatte, was es hieß, sich einer künstlichen Befruchtung zu unterziehen. Wir hatten uns selbst isoliert, weil wir das einzige Paar in unserem Freundeskreis waren, das noch keine Kinder hatte. Wir hatten uns selbst isoliert, weil es sonst zu sehr schmerzte.

Max legt auf. Meine Mutter hat jedes einzelne Wort verfolgt. »Ist zwischen euch alles okay?«, fragt sie.

»Ich dachte, du wärest wütend auf mich.«

»Bin ich auch.«

»Weshalb hast du dann gelauscht?«

»Es ist kein Lauschen, wenn du mit meinem Apparat in meiner Küche telefonierst. Was ist denn los mit Max?«

»Nichts.« Ich schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht.«

Meine Mutter setzt einen besorgten Gesichtsausdruck auf. »Setzen wir uns mal, und betrachten wir dieses Gefühl gemeinsam.«

Ich rolle mit den Augen. »Funktioniert das bei deinen Kunden wirklich?«

»Du wärst überrascht. Die meisten Menschen kennen die Antworten auf ihre Probleme nämlich bereits. Man muss sie ihnen nur entlocken.«

Im Laufe der letzten vier Monate hat meine Mutter sich neu erfunden. Jetzt ist sie die Eigentümerin und einzige Angestellte der Mama-weiß-es-besser-Lebensberatung. Dieser Beruf ist die direkte Fortsetzung ihrer früheren Inkarnationen als Reiki-Trainerin, Stand-up-Comedian und - während eines besonders unangenehmen Sommers in meiner Pubertät - Handelsvertreterin für ihre eigene Erfindung, dem von ihr so getauften ›Bananensack‹, einer pinkfarbenen Neoprenhülle, die man über die Frucht stülpt, damit sie nicht so schnell braun wird. Unglücklicherweise hatten die Kunden diese Innovation der Frischhaltekultur allzu oft als Sexspielzeug betrachtet. Im Vergleich dazu war ihr Dasein als Lebensberaterin geradezu harmlos.

»Als ich mit dir schwanger war«, sagt meine Mutter, »haben dein Vater und ich uns so oft gestritten, dass ich ihn eines Tages sogar verlassen habe.«

Ich starre sie an. Wie ist es möglich, dass ich in den vierzig Jahren meines Lebens nie davon gehört habe? »Ernsthaft?«

Sie nickt. »Ich habe meine Sachen gepackt, ihm gesagt, dass ich ihn verlassen würde, und bin gegangen.«

»Und wohin?«

»Bis zum Ende unserer Einfahrt«, antwortet meine Mutter. »Ich war im neunten Monat. Weiter konnte ich nicht watscheln, ohne das Gefühl zu haben, dass meine Gebärmutter gleich rausfällt.«

Ich zucke unwillkürlich zusammen. »Musst du das so plastisch beschreiben?«

»Wie soll ich es denn sonst beschreiben, Zoe? Fötenwohnzimmer?«

»Und was ist dann passiert?«

»Die Sonne ging unter, und dein Vater kam heraus, um mir eine Jacke zu bringen. Wir haben ein paar Minuten dagesessen, und schließlich sind wir wieder reingegangen.« Sie zuckt mit den Schultern. »Und dann bist du geboren worden, und über was auch immer wir uns gestritten haben, es zählte nicht mehr. Was ich damit sagen will, ist Folgendes: Die Vergangenheit ist nur ein Sprungbrett für die Zukunft.«

Ich verschränke die Arme vor der Brust. »Hast du wieder am Glasreiniger geschnüffelt?«

»Nein, das ist mein neues Motto. Schau mal.« Die Finger meiner Mutter fliegen über die Tastatur. Der beste Rat, den sie mir je gegeben hat, war der, einen Schreibmaschinenkurs zu machen. Dabei hatte ich mich wie wild dagegen gewehrt. Der Kurs fand im Voc-Tech-Flügel meiner Highschool statt, und von den anderen Kids war keines in meinen Kursen für Hochbegabte. Diese Kinder rauchten vor der Schule, trugen viel zu dick Make-

up auf und hörten Heavy Metal. *Willst du über andere urteilen oder tippen lernen?*, hatte meine Mutter mich gefragt. Zu guter Letzt war ich eines von drei Mädchen, die eine blaue Schleife von der Lehrerin bekamen, weil sie fünfundsiebzig Worte in der Minute tippen konnten. Heutzutage tippe ich natürlich nicht mehr auf einer Schreibmaschine, sondern auf einer Computertastatur, doch jedes Mal, wenn ich einen Patientenbericht schreibe, danke ich meiner Mutter stumm dafür, dass sie sich damals durchgesetzt hat.

Meine Mutter ruft ihre Facebook-Seite auf, und unter einem Bild von ihr steht tatsächlich dieser kitschige Spruch. »Hättest du meine Freundschaftsanfrage angenommen, wüsstest du, dass das mein neues Motto ist.«

»Willst du mir jetzt wirklich einen Vorwurf daraus machen, dass ich mich nicht an die Facebook-Etikette gehalten habe?«, frage ich.

»Ich weiß nur, dass ich dich neun Monate lang unter dem Herzen getragen habe. Ich habe dich gefüttert, dich gekleidet und deine Colleagueausbildung bezahlt. Da darf man als Gegenleistung ja wohl einen simplen Klick bei Facebook erwarten.«

»Du bist meine Mutter. Du musst nicht meine Freundin sein.«

Sie deutet auf meinen Bauch. »Hoffentlich bricht sie dir genauso das Herz wie du mir.«

»Wieso bist du überhaupt bei Facebook?«

»Weil das gut fürs Geschäft ist.«

Meine Mutter hat drei Kunden, von denen ich weiß, und keinen von ihnen scheint es zu stören, dass meine Mutter weder eine akademische noch sonst eine Ausbildung hat, die sie als Motivationstrainerin qualifizieren würde. Bei der einen Kundin handelt es sich um eine Hausfrau und Mutter, die gerne wieder ins Arbeitsleben zurückkehren würde, jedoch über keine anderen Qualifikationen verfügt als Sandwichschmierer und das korrekte Trennen von Koch-

und Buntwäsche. Der zweite Kunde ist ein sechszwanzigjähriger Kerl, der vor Kurzem seine leibliche Mutter gefunden, aber Angst hat, Kontakt zu ihr aufzunehmen. Und der Letzte ist ein ehemaliger Alkoholiker, der es einfach schön findet, sich regelmäßig mit jemandem zu treffen. Das vermittelt ihm ein Gefühl von Stabilität in seinem Leben.

»Eine Lebensberaterin muss immer auf dem Laufenden sein. Sie muss hip sein«, verkündet meine Mutter.

»Als du hip warst, hat es das Wort ›hip‹ noch gar nicht gegeben. Weißt du, was ich glaube, worum es hier geht? Letzten Sonntag haben wir ja diesen Film im Kino gesehen ...«

»Der hat mir nicht gefallen. Im Buch war das Ende besser.«

»Nein, das meine ich nicht. Das Mädchen am Kartenschalter hat dich gefragt, ob du eine SeniorenermäÙigung haben willst, und du hast den ganzen Abend keinen Ton mehr gesagt.«

Sie steht auf. »Verdammt noch mal, sehe ich etwa wie eine Seniorin aus? Ich färbe mir das Haar mit religiösem Eifer. Ich habe eine Epiliermaschine, und ich gucke längst nicht mehr Brian Williams, sondern Jon Stewart.«

Das muss ich ihr lassen: Sie sieht wirklich deutlich besser aus als die meisten anderen Mütter von Leuten in meinem Alter, die ich kenne. Sie hat das gleiche glatte braune Haar und die gleichen grünen Augen wie ich. Und sie hat diesen flippigen, vielseitigen Stil, der einen unwillkürlich zweimal hinschauen lässt, und man fragt sich, ob sie ihr Outfit wirklich sorgfältig zusammengestellt oder einfach nur in den Tiefen ihres Schrankes gekramt hat.

»Mom«, sage ich, »du bist die jüngste Fünfundsechzigjährige, die ich kenne. Du brauchst kein Facebook, um das zu beweisen.«

Es erstaunt mich, dass jemand – irgendjemand – meine Mutter dafür bezahlt, ihn zu beraten. Ich meine, schließlich

versuche ich als ihre Tochter genau dem zu entgehen. Aber meine Mutter ist sich sicher, dass ihre Kunden es schätzen, dass auch sie einen großen Verlust verarbeiten musste. Das verleihe ihr Glaubwürdigkeit, sagt sie. Die große Mehrheit der Lebensberater seien doch auch nichts weiter als gute Zuhörer, die vielleicht einem Zauderer einen Tritt in den Hintern geben könnten, sonst nichts. Und mal ganz ehrlich, wer hätte genau dafür schon bessere Voraussetzungen als eine Mutter.

Ich schaue meiner Mutter über die Schulter. »Glaubst du nicht, dass du mich auf deiner Seite erwähnen solltest?«, frage ich. »Wenn ich schon deine Hauptqualifikation für den Job bin?«

»Stell dir doch nur einmal vor, wie lächerlich es wäre, deinen Namen zu nennen, ohne dass es einen Link zu deinem Profil gibt. Aber«, sie seufzt, »so einen Link kann man ja nur erstellen, wenn der Betreffende eine Freundschaftsanfrage auch annimmt ...«

»Oh, um Himmels willen.« Ich beuge mich vor und tippe zwischen den Fingern meiner Mutter hindurch und drücke das Baby gegen ihren Rücken. Ich logge mich in mein Profil ein. Im Livefeed laufen die Gedanken und Berichte von Leuten, mit denen ich auf die Highschool gegangen bin, von anderen Musiktherapeuten und von ehemaligen Professoren. Unter anderem schreibt dort Darci, meine Zimmergenossin auf dem College, mit der ich schon seit Monaten nicht gesprochen habe. *Ich sollte sie mal anrufen*, denke ich bei mir, obwohl ich weiß, dass ich das nicht tun werde. Sie hat Zwillinge, die gerade in den Vorschulkindergarten gekommen sind. Ihre lächelnden Gesichter zieren ihr Profil.

Ich nehme die Freundschaftsanfrage meiner Mutter an, auch wenn sich das wie ein neuer Tiefpunkt im Social Networking anfühlt. »So«, sage ich. »Bist du jetzt glücklich?«

»Sehr. So weiß ich wenigstens, dass ich die neuesten Bilder von meinem Enkelkind zu sehen bekomme, wenn ich mich einlogge.«

»Anstatt die eine Meile zu meinem Haus zu fahren, um sie dir persönlich anzusehen?«

»Hier geht es ums Prinzip, Zoe«, erklärt meine Mutter. »Ich bin nur froh, dass du endlich von deinem hohen Ross heruntergekommen bist.«

»Keine Pferde«, sage ich. »Ich bin einfach nicht in der Stimmung für einen Streit vor meiner Babyparty.«

Meine Mutter öffnet den Mund, um etwas darauf zu erwidern, macht ihn aber wieder zu. Eine halbe Sekunde lang denkt sie darüber nach, die Fassade aufrechtzuerhalten, doch sie gibt rasch auf. »Wer hat dir davon erzählt?«

»Offenbar habe ich in der Schwangerschaft so eine Art siebten Sinn entwickelt«, erwidere ich.

Meine Mutter denkt darüber nach. Sie ist beeindruckt. »Wirklich?«

Ich gehe in ihre Küche, um den Kühlschrank zu plündern, und finde drei Portionen Hummus, einen Beutel Karotten und verschiedene undefinierbare Klumpen in Tupperdosen. »Manchmal wache ich morgens auf und weiß einfach, dass Max Cap'n Crunch zum Frühstück haben will. Oder ich höre das Telefon klingeln und weiß, noch bevor ich abhebe, dass du das bist.«

»Als ich mit dir schwanger war, habe ich voraussagen können, ob es regnet oder nicht«, sagt meine Mutter. »Und meine Vorhersagen waren genauer als die des Wettermanns auf ABC.«

Ich stecke meinen Finger in den Hummus. »Als ich heute Morgen aufgewacht bin, hat das ganze Schlafzimmer wie eine Auberginen-Parmagiana gerochen ... du weißt schon ... wie die guten, die es bei Bolonisi gibt.«

»Dort findet auch die Babyparty statt!« Erstaunt schnappt meine Mutter nach Luft. »Wann hat das

angefangen?«

»Ungefähr zu der Zeit, als ich eine Quittung vom Copy Shop für die Einladungen in Max' Jackentasche gefunden habe.«

Meine Mutter braucht einen Augenblick, dann muss sie lachen. »Und ich hatte schon die Kreuzfahrt geplant, die ich von dem Lottogewinn buchen wollte, weil du mir die Zahlen nennen konntest.«

»Tut mir leid, dass ich dich so enttäuschen muss.«

Meine Mutter streicht mir mit der Hand über den Bauch. »Zoe«, sagt sie, »selbst wenn du wolltest, könntest du mich nicht enttäuschen.«

Einige Hirnforscher glauben, die menschliche Reaktion auf Musik beweise, dass wir mehr sind als nur Fleisch und Blut, dass wir eine Seele haben. Dabei argumentieren sie wie folgt:

Sämtliche Reaktionen auf externe Stimuli lassen sich auf evolutionäre Grundprinzipien zurückführen. So zieht man instinktiv die Hand vor Feuer zurück, um physischen Schaden zu vermeiden, und vor einer wichtigen Rede dreht sich einem der Magen um, weil Adrenalin durch die Adern schießt und eine physiologische Fluchtreaktion hervorruft. Aber die Art, wie die Menschen auf Musik reagieren, ergibt im evolutionären Kontext keinen Sinn. Das Stampfen im Takt, das Verlangen mitzusingen oder aufzuspringen und zu tanzen, all das ist für das Überleben absolut unnötig. Aus diesem Grund betrachten viele Wissenschaftler unsere Reaktion auf Musik als Beweis dafür, dass wir in unserem Verhalten eben nicht nur von biologisch-physiologischen Prozessen bestimmt sind. Denn wenn die Seele berührt wird, setzt das vor allem voraus, dass man auch eine Seele hat.

Es finden Spiele statt: Schätze Zoes Bauchumfang, lustiges Handtaschenraten (da wäre ja sicher auch niemand drauf